

Rezension: Ingo Schneider & Martin Sexl (Hg.): Das Unbehagen an der Kultur

Hauck, Gerhard

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hauck, G. (2016). Rezension: Ingo Schneider & Martin Sexl (Hg.): Das Unbehagen an der Kultur. [Rezension des Buches *Das Unbehagen der Kultur*, hrsg. von I. Schneider, & M. Sexl]. *PERIPHERIE - Politik, Ökonomie, Kultur*, 36(3), 532-534. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-58834-1>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Haeckel, der eine wesentliche Rolle bei der Begründung des Sozialdarwinismus und der Eugenik gespielt hatte. Für seine Geldgeber war er verpflichtet, die erwarteten Sammlungen zunächst nach Berlin zu liefern; die Spuren ließen sich u. a. bei Schädeln nachweisen, die später von der Charité nach Namibia repatriert wurden. Unter solchen Gesichtspunkten lässt sich zeigen, wie die Kopfhaut in das damals bestehende internationale Geflecht anthropologischer, aber auch biologischer Sammlungen eingefügt und auf unterschiedlichen Wegen weitergegeben worden sein könnte. Zu diesen Geschichten gehört auch die anscheinend recht bruchlose Weiterführung der Sammlungen in der DDR, als – wiederum zu einem nicht eindeutigen Zeitpunkt – schließlich die Einordnung vorgenommen wurde, die am Ende zur Auffindung und Thematisierung der Kopfhaut geführt hat. Bemerkenswert ist, wie spät, erst 2007, das „Präparat“ endlich „Anstoß“ erreichte, d. h. der aktuelle Direktor des Zoologischen Instituts es „entdeckte“ und sich im Klaren war, dass es aus der Sammlung entfernt werden müsse (II: 9). In den Jahrzehnten zuvor, als die Kopfhaut offenbar auch innerhalb der Sammlung neu untergebracht worden war, war anscheinend niemand auf die Problematik aufmerksam geworden, dass der Überrest einer menschlichen Leiche in einer leicht zugänglichen und – wie deutlich wird – auch nur lässig kontrollierten Sammlung untergebracht wurde.

Der abschließende „Ausblick“ (II: 100ff) skizziert die Möglichkeit, dass in den nächsten Jahren durch die Rückführung der noch in den Beständen deutscher Institutionen vorhandenen *bekanntesten* menschlichen Überreste aus

Namibia dieses dunkle Kapitel abgeschlossen wird. Freilich belegt gerade die Geschichte der Kopfhaut, dass zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht gesagt werden kann, wo weitere unerkannte, vernachlässigte und vergessene menschliche Überreste aus Namibia in Deutschland lagern. Die Annahme erscheint daher zu optimistisch, dieser postkoloniale Skandal könne allein dadurch abschließend bearbeitet werden, dass die bekannten Fälle – teils gegen den hinhaltenden Widerstand etwa der Berliner Gesellschaft für Archäologie, Ethnologie und Urgeschichte – endlich bereinigt werden. Vielmehr haben Förster & Stoecker eindringlich aufgezeigt, welche gewaltigen Hindernisse einer Erweiterung unseres Wissens um diese Sachverhalte entgegenstehen.

Reinhart Kößler

Zitierte Literatur

Spittler, Gerd (2016): *Anthropologie der Arbeit*. Wiesbaden.

Ingo Schneider & Martin Sexl (Hg.): *Das Unbehagen an der Kultur*. Hamburg: Argument Verlag 2015, 270 Seiten

Grundlage des vorliegenden Bandes war wohl – was seltsamer Weise nur in einer Randbemerkung (170) Erwähnung findet – eine Innsbrucker Tagung zum „Unbehagen an der Kultur“. Wie üblich, wurden dazu Beiträge von einem knappen Dutzend Autoren eingeworben, die sich zu dem Thema bereits anderwärts geäußert hatten und nun Gelegenheit erhielten, ihre Position nochmals zu verdeutlichen. Abgeschlossen wird der Band durch einen langen, etwa ein Drittel des Gesamtumfangs ausmachenden Syntheseversuch der Herausgeber.

Sämtliche Einzelbeiträge *in extenso* zu referieren, würde für eine Rezension zu weit führen. Eine Denkfigur spielt jedoch in fast allen eine zentrale Rolle: die der „Kulturalisierung“ von Gesellschaft, Politik und Wirtschaft. Sozio-ökonomisch bedingte Widersprüche und Konflikte werden, so die einhellige Kritik, im gängigen Kultur-Diskurs als kulturelle gedeutet – mit dem willkommenen Effekt, dass die gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse jeder Auseinandersetzung enthoben werden. *Wolfgang Fritz Haug* verbindet diese Kritik mit einer Verteidigung seiner Grundthese, dass die „kulturelle Differenz“ in „Selbstzweckhandlungen“, die er als „Universalie menschlichen Daseins“ ansieht, zu finden sei. *Terry Eagleton* fügt bei, im Gefolge der Kulturalisierung sei nicht nur sozio-ökonomische Ungleichheit, sondern die gesamte Körperlichkeit des Menschen unter den Tisch gefallen. *Wolfgang Kaschuba* diagnostiziert die Ablösung eines „Politik-Paradigmas“ des kalten Krieges“ durch ein „Kultur-Paradigma“ seit 1989 und versucht anhand einer Vielzahl von Illustrationen zu zeigen, dass Kultur „immer häufiger ‘operativ’ eingesetzt (wird): als Begründungsmodus für moralisch-diskursive Anliegen wie für politisch-konflikthafte Strategien“ (122). *Iman Attia* verdeutlicht in einer Analyse der Entwicklung des Islam-Diskurses in der Bundesrepublik Deutschland, wie das alte Konzept des „türkischen Gastarbeiters“ im Lauf der Jahre nahezu vollständig abgelöst wurde durch das neue „Kultursubjekt Muslim“ (196). Negativ aufgestoßen ist mir, was die Einzelbeiträge angeht, dass sowohl *John Storey* als auch *Wolfgang Kaschuba* behaupten, erst die britische

Cultural-Studies-Schule der 1970er/80er Jahre habe es möglich gemacht, Kultur nicht mehr glattweg mit hoher Kunst, Literatur und Philosophie zu identifizieren, sondern als Lebensweise von gesellschaftlichen Gruppierungen zu fassen. Tatsächlich haben *Franz Boas* und die amerikanische *Cultural Anthropology* den gleichen Schritt mit gewaltiger öffentlicher Resonanz schon mehr als 50 Jahre vorher vollzogen – in dem Beitrag von *Chris Hann* hätten die Autoren dies nachlesen können. Negativ aufgefallen ist mir ferner, dass *Siegfried J. Schmidt* die spätestens seit den 1970er Jahren überholte modernisierungstheoretische Dichotomie von isolierten, örtlich gebundenen und „intakten“ traditionellen Gesellschaften mit „gesicherter Identität“ (34) einerseits und zu Dauerkontakten nach außen gezwungenen und deshalb ständig mit Widersprüchen und Herausforderungen konfrontierten modernen Gesellschaften andererseits wieder auferstehen lässt. Dem ist entgegen zu halten, dass alle Gesellschaften aller Zeiten hybride Gebilde waren; die Abgeschlossenheit ist stets eine Mär, und frei von Widersprüchen, Ungereimtheiten und Interessengegensätzen war noch keine Gesellschaft. Ausführlichere Beachtung gebührt dem Schlusskapitel von *Ingo Schneider* und *Martin Sendl*. Ihr Ausgangspunkt ist, dass bei der Verwendung des Kulturbegriffs (wie bei anderen auch) dessen gesamter historisch gewordener Begriffsspielraum „auf der konnotativen Ebene wirksam“ geblieben sei, weshalb „auch die dadurch unweigerlich entstehenden Widersprüche bei jeder konkreten Begriffsverwendung unterschwellig präsent“ seien (201). In dieser unaufhebbaren Widersprüchlichkeit liegt ihrer Auffassung nach der tiefste

Grund für das allenthalben geäußerte Unbehagen an der Kultur. Den wichtigsten jener widersprüchlichen und Unbehagen bereitenden Konnotationen spüren die Autoren im Folgenden nach. Als fundamental erscheint ihnen, dass dem Menschen mit dem Übergang von der Natur zur Kultur die „Geborgenheitsgewissheit zweifelhaft geworden ist, die ihm vormder der Kosmos und die Schöpfung zugesichert hatten“ (204 – Zitat Konersmann). Als Mängelwesen sei er gezwungen, Kultur zu entwickeln, um zu überleben. Mit diesem Übergang unablässig verbunden sei aber auch der Zwang zur Selbstreflexion und zum Zweifel, die ihn in der als paradiesisch imaginierten Vorgeschichte noch nicht gequält hätten – „Kultur als Verlust“. „Kultur als Verdrängung“, als erzwungene Unterordnung unter „eine Ordnung von Zeichen“ (208) ist ein weiterer, bei jeder konkreten Verwendung des Begriffs unterschwellig präsenter Topos, „Kultur als Kontingenz“ ein dritter. Im Fortgang wenden sich die Autoren dann der Formierung des modernen Kulturbegriffs zu. Sie schließen sich im Wesentlichen den Periodisierungsvorschlägen von Terry Eagleton und Andreas Reckwitz an. Der in der ersten, dem Zeitalter der Aufklärung korrespondierenden Phase vorherrschende Topos ist gemäß Eagleton die Vorstellung von „Kultur im Sinne einer humanistischen Selbstvervollkommnung“ (219) – bei Reckwitz heißt dies „normativ(-bürgerlicher) Kulturbegriff“. Im 19. Jahrhundert trat dann an die Stelle dieses als universell gültig vorgestellten Ideals eine Eingrenzung auf als einzigartig und geschlossen imaginierte kulturelle Gebilde, eine „nicht mehr kosmopolitische, sondern stammesmäßige Idee von Kultur“ (220).

Die dritte Phase ist gekennzeichnet durch „allmähliche Spezialisierung auf die Künste“ (ebd.); Kultur wird identifiziert mit bürgerlicher Hochkultur und von der Massen- und Volkskultur abgegrenzt. Reckwitz unterscheidet schließlich ein vierte Phase, in der Kultur als „Sinn- und Unterscheidungssystem in Form einer symbolischen Ordnung von Wirklichkeit“ (221) verstanden wird. Die damit in der Wissenschaft einhergehende Weiterentwicklung des Begriffs allerdings sei, so Schneider und Sixl, in Gesellschaft, Politik und Medien bis heute nicht angekommen. „Dort herrscht gerade heute ein essenzialistisches und kulturalistisches Verständnis von Kultur vor“ (214). In den beiden letzten Kapiteln „Kultur, Gesellschaft, Politik“ und „Vom Verschwinden der Kultur“ arbeiten die Autoren schließlich das ganze Spektrum an Themen ab, das in der aktuellen wissenschaftlichen Kulturdiskussion auf der Agenda steht – von „Anerkennung vs. Umverteilung“ über Biopolitik und Terrorismus bis hin zu „Alternativen zum Kulturbegriff“. Das ist alles recht überzeugend, aber doch eher additiv aneinandergereiht und kaum in ein schlüssig ausgearbeitetes Gesamtkonzept integriert – wie es die ersten beiden Kapitel des Beitrags wenigstens ansatzweise geliefert hatten. Lesenswert ist es allemal, aber ein bisschen mehr Systematik hätte nicht geschadet.

Gerhard Hauck